

Warum der Biergenuß ein Bierernst ist

Ort, Nina

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ort, N. (1995). Warum der Biergenuß ein Bierernst ist. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 19(2/3), 63-70. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249294>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Nina Ort

Warum der Biergenuss ein Bierernst ist

»Warum bleibt der Andere ein Anderer?
Was ist der Grund für unseren Haß auf ihn,
für unseren Haß auf ihn in seinem Sosein?«
(J.-A. Miller)

»Ich ist ein anderer.«
(A. Rimbaud)

Bierernst – eben nur graue Theorie

Daß Ich ein anderer ist, bringt einige Probleme mit sich, denn meistens entzieht er sich unserem Bewußtsein – nicht ohne dennoch wirksam zu bleiben. Dieser »andere« ist uns verdammt ähnlich – er ist unser Spiegel-Ich, wie Lacan sagen würde – und deswegen spielen sich zwischen »uns« die übelsten Kämpfe der Eifersucht und solche um Vormacht ab. Leider kommen wir mit diesen Kämpfen zu keinem Ende, da wir »uns« gewissermaßen nicht auseinanderhalten können: wir sind Wechselbälge. Unsere Selbstähnlichkeit bewirkt eben nicht, daß wir uns selbst Verständnis gegenüber aufbringen, sondern im Gegenteil die paradoxe Situation eines zutiefst ambivalenten Verhältnisses. Der andere – wir selbst – ist nicht nur narzistisch liebenswert, sondern gleichzeitig und im gleichen Maße äußerst hassenswert. Wir können mit dem anderen, unserem alter ego, nicht vollkommen zur Deckung gelangen, uns nicht völlig mit ihm verbrüdern, da wir ihm unterstellen, über etwas zu verfügen, das wir nicht haben. Und dieser Verdacht gründet allein auf der Tatsache, daß wir ihn als anderen bemerken. Mißtrauen und Neid sind also der Motor unseres Hasses – und das Schlimmste daran ist, daß wir nicht genau wissen, worauf wir eigentlich neidisch sein sollen.

Um dieser Ambivalenz zu entgehen bieten sich nun zwei Wege an: Symptombildung und Projektion. Wir beginnen nun nämlich zu

phantasieren und das Phantasma enthält alles, was wir begehren, was wir lieben, haben wollen, und was wir »dem anderen« unterstellen zu haben. Aus dieser Situation gibt es einen Ausweg, den wir als gute Neurotiker gerne wählen: das Symptom. Das Symptom ist etwas Selbstgemachtes, etwas mühsam Konstruiertes. Meistens sieht es ein wenig seltsam aus – in Form und Funktion etwas willkürlich und grotesk. Nicht gerade das »Objekt«, das wir im Schöner-Wohnen-Laden für unser Wohnzimmer auswählen würden.

Deswegen verbergen wir es gewöhnlich. Unser Symptom ist ein intimes Ding. Es ist die Art und Weise, in der wir nach J.A. Miller unser Genießen organisieren. Wir genießen uns ein bißchen, es in der Öffentlichkeit zu zeigen. Wie schön und entspannend ist es aber dann, wenn wir uns in einer Gemeinschaft wiederfinden, in der alle dasselbe Symptom produzieren, mit der wir also Schweine hüten können.

Dies ist der erste Weg: unsere Lösung, die libidinösen Elemente der ambivalenten Beziehung zu uns selbst quasi zu objektivieren. Der andere Weg schafft die negativen Gefühle des Neids und des Hasses uns selbst gegenüber ab, indem er sie kurzerhand projiziert. Dazu bedarf es eines wirklichen Objektes, wobei es ganz einerlei ist, wodurch dieses sich auszeichnet – es ist völlig kontingent. Es ist ja nur ein Platzhalter, der uns erst die Möglichkeit zu der Illusion verschafft, daß wir ein konsistentes, harmonisches Selbst hätten.

Im Biergarten finden wir beides. Eine Gemeinschaft aus lauter gleichen egos, die alle dasselbe alter projizieren und dasselbe Symptom maßweise über ihren Köpfen schwenken. Jawohl, dem alter einen Namen geben, den Teufel an die Wand malen, den Zauber bannen: für kurze Zeit herrscht Waffenstillstand im Kampf zwischen »uns«, weil unser »alter« öffentlich benannt werden kann. Der Böse ist nun ein »richtiger« anderer. Unser Symptom hilft dabei nicht nur dank seiner enthemmenden Wirkung, sondern weil es uns zusammenbringt, uns zu einer Gemeinschaft werden läßt. Und routinierte Biertrinker wissen über den rätselhaften Charakter ihres Symptoms. Denn das Symptom ist wie ein Parasit, der sich immer dazuheftet: beseitigt man es aber, dann verliert man alles (vgl. Zizek, 1991, S. 25).

Aber all dieser Zusammenhänge sind wir uns gewöhnlich gottseidank nicht bewußt ...

Einige Stunden später ... (Feierabend)

Im Biergarten lieben wir unser Symptom – Bier – wie uns selbst! Im Massenereignis Biergarten dürfen wir uns selig unseren narzistischen Lüsten hingeben, wären da nicht die »anderen«, die »ganz anderen«

...

Der obskure »andere«, der, hinter der Hecke seines Villengartens verschanzt, uns seine Anwesenheit durch exzessives Rasenmähen oder Rabattenwässern auf hinterhältig penetrante Weise zur Schau stellt, mischt unserem bodenständig-schlichten Vergnügen ein Quentchen Gift bei. Nicht erst durch seinen offiziellen Protest gegen unseren Genuß macht er uns diesen madig, nein, allein schon seine – leider kaum aus dem Bewußtsein zu verdrängende – Anwesenheit, und wenn auch nur in der bepieselungswürdigen Peripherie, stellt für den Biergarten-Teilnehmer eine fast nicht erträgliche Zumutung dar.

Das muß so sein – und es beruht auf Gegenseitigkeit. »Jede Kultur ist letztendlich nichts anderes als eine Abwehr-Formation« (Zizek, 1992, S. 58) und der Biertrinkkultur-Teilnehmer hat diese bereits zu einer gewissen Perfektion gebracht, die sich allein in seiner Haltung, Rücken an Rücken, ausdrückt. Aber genauso wird andersherum Thujenhecke an Thujenhecke zurückprovoziert.

Wir haben es hier also mit einem komplementären Gesamtgeschehen zu tun, das sich unmittelbar aus unserem Begehren zu Genießen herleitet. Es geht dabei um viel, es geht um unser »Ding«! Daß dieses »Ding« phantasmatisch ist, reine Glaubenssache, ist dabei gleichgültig. An es zu glauben ist nach Slavoj Zizek, »gleichbedeutend wie an den Glauben selbst zu glauben«, d.h. zu glauben, daß ich nicht alleine bin, sondern daß ich ein Mitglied der Gemeinschaft der Gläubigen bin. Ich brauche keinen äußeren Beweis oder keine Bestätigung für die Wahrheit meines Glaubens. ... Anders gesagt, besteht die ganze Bedeutung des Dings in der Tatsache, daß es für Menschen »etwas bedeutet« (Zizek, 1992, S. 88).

Und dieses Ding, unser Ding, unseren Biergenuß, gilt es zu verteidigen! Damit befinden wir uns in einer prekären Situation, denn, wie Zizek sagt, »das grundlegende Paradox besteht darin, daß unser Ding als etwas Unerreichbares für den anderen erachtet wird und daß es gleichzeitig durch ihn bedroht wird ...« (Zizek, 1992, S. 89). Denn unerreichbar wird unsere Bierseligkeit für immer denen bleiben, die

da ihren Rasen mähen. Fremde Länder fremde Sitten – der »neureiche« Villenbesitzer muß dann fast zwangsläufig als »Zuagroasta« (sic!), und wenn auch nur im Geiste, geoutet werden. Seine befremdlichen Sitten geben Anlaß zu Argwohn:

»Es ist, als ob sie *in ihrem exzessiven Verzicht auf Vergnügen*, in ihrem Fleiß, in ihrer Unfähigkeit eines 'Take-it-easy', in ihrer Unfähigkeit zu Erholung und Freude *ein Genießen finden würden* – und gerade diese Eigenschaft wird als eine Bedrohung (unserer, Anm. d. Verf.) Vormacht angesehen« (Zizek, 1992, S. 94).

Das nagt an uns! Und es schürt unseren Haß, weil wir nicht umhin kommen, diesem – uns zumindest momentan hier im Biergarten fremden – Genießen, das sich da hinter den Hecken abspielt, und das wir oft nicht einmal sehen, gewiß aber nicht verstehen können, einen ganz unwägbaren Sinn zuzuschreiben: es kann in schlimmen Fällen soweit kommen, daß uns Vorstellungen, gar Phantasmen, eines »grenzenlosen, unerträglichen, fürchterlichen Genießens« (Zizek, 1991, S. 135) traumatisch zu verfolgen beginnen. Denn wir schreiben dem anderen ein exzessives Genießen zu: Sie bzw. er möchte unser Genießen stehlen – durch Zerstörung unseres Lebensstils – (vgl. den Streit um die Öffnungszeiten der bayerischen Biergärten, Anm. d. Verf.) und/ oder der »andere« hat Zugang zu irgendeinem geheimen, perversen Genießen. Kurz gesagt, was uns wirklich am »anderen« stört, ist die befremdliche Art, wie er sein Genießen organisiert, genaugenommen das Mehr daran, der »Exzeß«, der ihm anhängt« (Zizek, 1991, S. 88 ff.).

Das heißt, in unserem Fall, ihre ritualisiert-stillen Zusammenkünfte auf ihren Terrassen, ihr provokant-gelehriges Zeitunglesen, ihr meditatives Blumenbetrachten und Abschreiten der Rasenflächen etc.

Wenig hilft die alternative Einsicht, daß die Villenbesitzerliga sich in einer ähnlich prekären Situation uns gegenüber befindet. Diese Anrainer »verdrängen« möglicherweise nur »ihren eigenen Genuß durch zwanghafte Aktivität: das Genießen kehrt wieder im Realen« (Zizek, 1992, S. 91 ff.), und zwar in unserer Gestalt, der Gestalt der die Seele baumeln und den Körper taumeln lassenden Bier-Fraktion. Ihr Phantasma: das unheimliche »Mehr« unseres Genießens – unsere

»lärmenden« Lieder und Tänze, der (Hopfen-)Geruch, der uns anhängt. In beiden Fällen, so schließt Zizek, »ist die Wurzel dieses Phantasmas offensichtlich der Haß auf das eigene Genießen«. Wie kann das sein?

»Wir wissen selbstverständlich«, hilft uns hierbei J.-A. Miller, »daß der grundlegende Status des Objekts darin besteht, daß es stets schon vom anderen an sich gerissen wird. Das Problem ist offensichtlich unlösbar, weil der Andere in meinem Inneren ist. ... Es gibt kein Genießen als mein eigenes«. Zizek erläutert: »Was wir verschleiern, wenn wir dem anderen den Diebstahl des Genießens zuschreiben, ist die traumatisierende Tatsache, daß wir niemals besessen haben, was uns angeblich gestohlen worden ist: Der Mangel (die Kastration) ist ursprünglich.« (Zizek, 1992, S. 90)

Klar wird dann auch, daß der hierbei eingesetzte Abwehrmechanismus natürlich dem der Paranoia entspricht: »In ihrem grundsätzlichen Wesen besteht die Paranoia in dieser Externalisierung der Kastrationsfunktion auf einen positiven Agenten hin, der als der »Räuber des Genießens erscheint« (Zizek, 1992, S. 92).

Hiermit erscheint das Dilemma in seiner ganzen bierernsten Tragweite: hinterfragen wir unseren Haß, so müssen wir uns auf ernüchternde Weise in traumatisierten, imaginär kastrierten, paranoiden Selbsthassern wiedererkennen. Aber das – auch wenn es uns bislang gar nicht in diesem Ausmaß bewußt gewesen war, meistens nur als ein vages Gefühl unserer irdischen, jammertalhaften Realität; – gerade das wollten wir beim Bier vergessen!

Aus diesem Dilemma gibt es nur einen Ausweg: durch Acting out hindurch in die »Passage à l'acte«!

»Bei der Hysterie (und der Zwangsneurose als deren 'Dialekt') haben wir immer teil an der dialektischen Bewegung der Wahrheit, weshalb das Acting out als Klimax der hysterischen Krise vollständig von den Koordinaten der Wahrheit determiniert bleibt. Hingegen suspendiert Passage à l'acte sozusagen die Dimension der Wahrheit. Insofern Wahrheit die Struktur einer (symbolischen) Fiktion besitzt, sind Wahrheit und das Reale des Genießens inkompatibel« (Zizek, 1992, S. 46).

Die Passage à l'acte nämlich ist der Schritt zum reinen Akt, jenseits von Urteil oder Wahl: während sich das acting out noch bewußt auf einen Kontext bezieht, vollzieht sich der Akt losgelöst von Sinn und

Verstand. Hysterisches Sich-gehen-lassen, einfaches auf Bänken Tanzen bei gleichzeitigem scheelem Seitenblick auf die Villen-Hecken, reicht also bei Weitem noch nicht aus, um den Stachel des Hasses, des kastrativen Eigenhasses zu beseitigen. Denn das Acting out ist immer noch ein symbolischer Akt«, eine an den anderen, den Villenbesitzer, gerichtete Handlung. Nur die »Passage à l'acte«, ein Ausdruck, den Zizek von Lacan elegant übernimmt, in unserem Fall, die vollständige Auflösung, die Liquidierung des Über-Ichs im Alkohol, kann uns zum unverdorbenen Genießen führen, da sie die Dimension der Villenbesitzer glattweg suspendiert.

Es hat den Anschein, daß der eine oder andere Biergartenbesucher diese Strategie beherzigt. Nicht selten entfährt ihm schon beim Betreten des Biergartens ein Stoßseufzer ob der schweren Aufgabe, die er sich vorgenommen hat und ob des hohen materiellen und psychophysischen Preises, den er dafür wird zahlen müssen.

Er ist weiter als der hysterisch mähende Anrainer, er ist konsequenter. Er spürt, daß der einzige, wenngleich nur situative Ausweg aus der beschriebenen, fremdelnden Abgrenzungs-Eskalation darin liegt, sich dem »Imperativ des Über-Ichs, ›Genieße!‹ « (Zizek, 1991, S. 94) widerstandslos zu beugen.

Wir sind gespannt auf die Antwort der Villenbesitzer.

Literatur

Zizek, S. (1992). Mehr-Genießen. Wien.

Zizek, S. (1991). Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Berlin